

Jugendkulturelle Ausdrucksstile in Deutschland

Brigitte Möhwald

要約：ドイツでは、「青年文化」と「青年文化的表現様式」という概念は若者の生活に関する社会科学的な研究の中心的な概念である。1950年代以降、ドイツにおける若者の生活形態は急速に変化し、成人の生活世界に対して青年の生活世界の独自性はますます顕著になってきた。同時に、若者のライフスタイルと文化的表現様式の分化と多様化が起こった。

本論文は次の問題を究明することに目指す。①「青年文化」と「青年文化的表現様式」とは何かを究明すること。そのために、「青年文化」という概念とその取り扱い方を批判的に分析し、青年文化に関するドイツの社会科学による研究の特徴を明らかにする。②「青年文化」は比較的に新しい現象である。下位文化の意味での青年文化の発達的前提になる社会状況の変動を究明する。③青年文化と青年文化的表現様式は若者にとってどのような機能を果たすかを明らかにする。

0. Vorbemerkungen

Der ursprüngliche Ansatzpunkt meiner Überlegungen war es, anhand einer kultursoziologisch vergleichenden Arbeit, jugendspezifisches Verhalten in der japanischen Gesellschaft näher bestimmen zu können. Im Zusammenhang meiner Lehrtätigkeit an japanischen Universitäten habe ich mich wiederholt mit dem Thema Jugendkultur und jugendkulturellen Ausdrucksstilen beschäftigt. Letztere scheinen mir in meinem Gastland Japan besonders auffällige Formen zu zeigen. In Japan findet man im besonderen extreme Stile an, die man überall im alltäglichen Straßenbild sehen kann: exzentrische Modestile von Oberschülerinnen bis zu jugendlichen Motorrad-Rowdys (Bozouzoku). Auch größere Gruppen von aggressiv auftretenden Jugendlichen finden sich auf großen Festen oder Veranstaltungen ein. Zudem treten neben den einheimischen Stilen viele international bekannte Modestile, wie HipHop oder Punk in Erscheinung.

Die Reaktion der Öffentlichkeit bewegt sich zwischen Toleranz und vehementer Ablehnung, je nachdem wie bedrohlich die jugendlichen Ausdrucksstile empfunden werden. Zumindest aber gibt es die allgemeine Einstellung, das jugendliche Verhalten heute nicht mehr zu verstehen. Das ist besonders dann der Fall, wenn es zu delinquenten Formen des Verhaltens bei jungen Leuten kommt.

In meinem Aufsatz geht es mir zum einen darum, zu erklären, was Jugendkultur ist. Daher habe ich im ersten Teil eine kritische Begriffsanalyse vorgenommen, die vornehmlich die deutsche Auseinandersetzung mit dem Thema behandelt. In einem zweiten Teil wird die Frage behandelt, welche gesellschaftlichen Vorbedingungen notwendig waren, die zu dem relativ neuen Phänomen Jugendkultur geführt haben. Und schließlich, sollen die Funktionen von Jugendkultur

beziehungsweise jugendlicher Lebensstile aus der Perspektive der Jugendlichen selbst heraus beleuchtet werden.

1. Was ist unter Jugendkultur zu verstehen?

Der Begriff „Jugendkultur“ entstammt der empirischen Forschung zu den sich seit den 1950er Jahren dramatisch verändernden Verhaltensweisen und Ausdrucksformen Jugendlicher in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften Westeuropas. In Deutschland wurde dieser Begriff erstmalig von Tenbruck (1962) theoretisch fundiert. Für Tenbruck bestand das prinzipiell Neue in den jugendlichen Verhaltensweisen, die etwa seit Mitte der 1950er Jahre auffällig wurden darin, dass sich die jugendlichen Gruppen „bewusst“ von der Gesellschaft absetzten, ihre Lebensstile, Verhaltensweisen und Ausdrucksformen als eine eigenständige Kultur verstanden und dabei „ein hohes Maß an Eigenständigkeit und Selbstkontrolle“ bewahrten. Folglich, so Tenbruck, ist eine solche Kultur als eine jugendliche Subkultur zu verstehen, deren Mitglieder nur noch mittelbar in die Gesamtkultur eingebunden sind (Tenbruck 1962: 49). Der wesentliche Unterschied zu früheren Formen eines Strebens nach jugendlicher Autonomie, wie etwa in der Wandervogelbewegung des frühen 20. Jahrhunderts, besteht dann darin, dass alle älteren, spezifisch jugendlichen Ausdrucksformen in die jeweilige Gesamtstruktur der regionalen, ständischen oder klassenmäßigen Subkulturen eingebunden blieben und einer gewissen Kontrolle der Erwachsenen unterlagen. Von den 1960er bis in die 1980er Jahre hinein bildete „Jugendkultur“ einen Kernbegriff der deutschen empirischen Jugendforschung, der ihr einen nicht-wertenden Zugang zu dem neuen Phänomen jugendlicher Verhaltensweisen und Ausdrucksformen bot.

Neben Tenbruck bestand ein weiterer Strang der Entfaltung des Konzeptes „Jugendkultur“ in der Rezeption der Arbeiten des britischen „Centre for Contemporary Cultural Studies“ (CCCS) in Birmingham aus den 1960er und 1970er Jahren.

Diese Forscher verwendeten für ihre Studien einen sozialanthropologischen Ansatz. Sie gingen in ihren Annahmen davon aus, dass eine Gesellschaft nicht aus einer einzigen Kultur, sondern aus mehreren, miteinander konkurrierenden Kulturen besteht, wobei eine davon die hegemoniale oder dominante Kultur stellt. Um es an einem Beispiel auszudrücken, entspräche dies etwa den Kulturen der bürgerlichen Klasse (Mittelschicht) und der Arbeiterklasse in England, die in Konkurrenz miteinander verbunden seien. Während erstere die hegemoniale Kultur repräsentiere, sei die letztere eine ihr untergeordnete Kultur. Diese zwei Kulturen werden als Stammkulturen bezeichnet, aus denen sich jeweils weitere Subkulturen herausbilden können. Dabei handelt es sich um Subsysteme, beziehungsweise um „kleinere, stärker lokalisierte und differenzierte Strukturen innerhalb eines der beiden größeren kulturellen Netzwerke.“ (Clarke, u.a. 1979: 45)

In ihren Untersuchungen über jugendkulturelle Ausdrucksstile gelangten die Forscher des CCCS zu der Annahme, dass sich die in England existierenden diversen Jugendkulturen der Skinheads,

Rocker, Mods oder Teds aus jenen Stammkulturen - in diesem Falle, der Stammkultur der Arbeiterklasse - heraus entwickelt, und dabei eine eigenständige Form angenommen hätten. Vor allem aber, dass sich spezifische jugendliche Protestformen innerhalb der Stammkulturen entwickelt hätten, die sich von derjenigen der jeweiligen Elterngeneration und der Klasse der sie entstammen grundsätzlich unterscheiden. Sie unterscheiden sich dabei besonders auch im Grade ihrer jeweiligen Gesellschaftskonformität.

So richtete sich das Interesse des CCCS in der Folge besonders auf die Bedeutung von abweichendem Verhalten bei jugendlichen Gruppen (Clarke u.a. 1979). Ins Blickfeld gerieten dabei u.a. die jeweiligen Stile und Stilelemente, die die einzelnen Jugendsubkulturen benutzten, um sich selbst als Gruppe zu definieren (stilisieren), und auch, um sich von anderen rivalisierenden Gruppen zu unterscheiden.

Die Bezeichnung „Jugendsubkultur“ macht folglich nur Sinn, wenn man wie Clarke u.a. von einer klassenmäßigen Schichtung der Gesellschaft ausgeht, die keine einheitliche Jugendkultur hervorbringt, sondern je nach Klassenzugehörigkeit unterschiedliche miteinander konkurrierende *Jugendsubkulturen*. Hier wird auch noch einmal strikt zwischen Jugendsubkulturen, die sich aus der Stammkultur der Arbeiterklasse heraus entwickelt hätten, und den *Gegenkulturen* der Mittelschicht aus den 1960er Jahren unterschieden. (Clarke, u.a. 1979: 110 ff) Die Gegenkulturen der bürgerlichen Jugend etwa hätten eine eindeutiger politische und ideologische Form angenommen, wenn auch nicht in der Form einer offenen politischen Reaktion. Bürgerliche Jugendsubkulturen (Hippies, Freaks, Beatniks, usw.) wären in der Lage gewesen, ihren Protest (als Teilelement der dominanten Kultur) zu artikulieren, wohingegen die proletarischen Jugendsubkulturen ihren Protest ausschließlich in nicht-sprachlicher symbolischer Form auszudrücken geneigt waren. Deren eher aggressiv zur Schau gestelltes Klassenbewusstsein wäre durch die „Kontroll-Kultur“ unterdrückt und als typisch delinquent oder abweichend behandelt worden. So handelte es sich bei den untersuchten Arbeiterjugendlichen auch eindeutiger um jugendliche Gangs mit einer festgefügtten Gruppenstruktur, während das Milieu der gegenkulturellen Protest- und Alternativkultur eine weitaus losere und diffusere Bindungsstruktur aufweise. Letztere sei individualistischer und weniger gruppenzentriert gewesen.

Der Birminghamer Ansatz hatte auf die westdeutsche Jugendforschung einen nicht unerheblichen Einfluss, obwohl es fragwürdig schien, britische Gesellschaftsverhältnisse in der gleichen Weise auf bundesdeutsche Verhältnisse zu übertragen. Eine Reihe jugendkultureller Phänomene ließen sich aber zunächst mit diesem Modell erklären. Etwa das Verhalten jugendlicher sogenannter Halbstarker in den 1950er Jahren, wie das der Punks, der Skinheads oder der Hooligans in den 1970er Jahren. Auch in Westdeutschland sprach man also zunächst in den Fachdisziplinen von Jugendsubkulturen.

Jugendsubkulturen deuteten durch ihre jeweils eigenen Symboliken ihre Verachtung für

herrschende gesellschaftliche und kulturelle Praktiken und Werte (Normensysteme) an. Ihr Aussehen und Auftreten war bewusst provokativ. Die Intention war es, die Erwachsenen oder die sogenannten Spießbürger zu schockieren. Dies erreichten sie mit ungebührlichem Verhalten in der Öffentlichkeit oder mit unkonventionellem Aussehen. Die frühen Rock'n-Roll-Fans der 1950er Jahre etwa schockierten ihre erwachsene Umwelt, indem sie mit Nieten bestickte Lederjacken trugen und ihre Haare vorne zu einer Elvistolle formten. Ihre Stilisierung betonte maskuline Stärke. Schlägereien und Krawalle waren Teil ihres demonstrativen, offensiven Verhaltens. Von einer damals noch stark autoritären Gesellschaft, die für solche Abweichungen keinerlei Toleranz zeigte, wurde jugendliches Verhalten dieser Art tatsächlich auch als ein Angriff auf die moralischen und ethischen Grundfeste der Gesellschaft verstanden. Ebenso später bei den Punks und bei den Skinheads war schockierendes Verhalten als bewusster Ausdrucksstil ein wesentliches Element dieser Jugendsubkulturen.

Die expressiven Ausdrucksstile derer, die sich die Jugendlichen in der Musik, der Kleidung, in Aussehen und Sprache bedienten, konnten in vielerlei Hinsicht gedeutet werden. Neben dem Protest gegen, oder der Ablehnung von Kulturelementen, dienten sie aber ebenso sehr, wenn nicht noch mehr, der Abgrenzung der einzelnen Gruppierungen untereinander, also etwa der Punks von den Skinheads. Für die den jeweiligen Gruppen angehörigen Jugendlichen bot sich vermittelt über diese Ausdrucksstile eine Identifikationsmöglichkeit in der Gruppe und über die Gruppe hinaus an.

Vergleicht man den theoretischen Ansatz Tenbrucks mit dem der Forscher des CCCS, dann fallen deutliche Unterschiede in der Verwendung der Begriffe „Jugendkultur“ und „Subkultur“ auf. Tenbrucks Begrifflichkeit ist strikt soziologisch. Er unterscheidet die Gesamtkultur einer Gesellschaft und sich von ihr abgrenzende Teilkulturen, deren Mitglieder nur noch vermittelt, nämlich über die Teilkultur mit der Gesamtkultur verbunden sind. Gesamtkultur wäre in diesem Sinne eine modale Kultur der Gesamtgesellschaft, die sich aus den gemeinsamen Elementen aller in ihr vertretenen Teilkulturen konstituiert. Hier ist keine Rede von einer „herrschenden“, „hegemonialen“ Kultur (obwohl selbstverständlich innerhalb der Gesamtkultur eine der Teilkulturen, etwa die Kultur des Bürgertums dominant sein und hegemonialen Anspruch erheben kann). Die Begrifflichkeit der Forscher des CCCS dagegen ist geprägt von den gesellschaftskritischen Vorstellungen der Studentenrevolte der 1960er Jahre und dem daraus hervorgehenden Interesse an widerständigen und emanzipativen Formen der sozialen Gruppenbildung. Während Tenbruck weiter von jugendlicher Subkultur im Singular spricht, die sich durch die Gemeinsamkeit der Selbstunterscheidung von der Gesamtkultur der Erwachsenen auszeichnet, unterscheidet das CCCS zwischen mehreren Jugendsubkulturen. Hier dürfte sich einerseits die zunehmende Differenzierung jugendlicher Gruppenstile in den 1960er und 1970er Jahren manifestieren, andererseits könnte aber auch aus methodologischen Gründen bei der Übertragung des sozialanthropologischen Ansatzes auf die Erforschung hochentwickelter Gesellschaften zu einer Analogie der jugendlichen Gruppen mit „Stammeskulturen“ zurückgegriffen worden sein. Der wesentliche Punkt hier ist jedoch, dass in Tenbrucks Verständnis

von Jugendkultur als Subkultur zwar die Möglichkeit ihrer Ausdifferenzierung in unterschiedliche expressive Gruppenstile enthalten ist, die Forscher des CCCS jedoch bereits mit einer solchen hochgradigen Differenzierung konfrontiert waren. Bei ihnen ist bereits im Keim der Übergang zu neueren Ansätzen der deutschen empirischen Jugendforschung seit der zweiten Hälfte der 1980er Jahre angelegt, deren Interesse sich ausgehend von der Annahme einer voranschreitenden Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft zunehmend auf jugendliche expressive Gruppenstile und Lebensstile richtet, wobei die Gruppenzugehörigkeit zunehmend fluide wird und ihre zeitliche Dauer und Intensität beschränkt bleibt. Ferner, auch dieser Punkt wurde bereits von den Forschern des CCCS aufgegriffen, kommt es zunehmend zu Mischungen von Elementen der unterschiedlichsten expressiven Stile, die in Form eines *patchwork* oder einer *bricolage* zusammengebunden werden. Damit wird es selbstverständlich auch zunehmend unmöglich von den expressiven Stilen der einzelnen Gruppen als eigenständigen Subkulturen zu sprechen.

2. Jugendkulturelle Stile

Wenn wir deutsche Jugendkultur in der Gegenwart betrachten, so wird ziemlich schnell deutlich, dass man mitnichten von klar abgrenzbaren Gruppenstrukturen sprechen kann, die in zugehörigen sozialen und schichtspezifischen Milieus verankert sind. Jugendliche Gruppenstile entstehen spontan oder hängen sich an internationale Trends an, die übernommen und variiert werden. Wenn Jugendliche heute aus einer Vielzahl von vorhandenen Stilangeboten eine bestimmte Stilrichtung auswählen, so spielen Faktoren persönlicher Präferenz, unter Umständen auch Zufälle, eine stärkere Rolle im Vergleich zu konstanten schichtspezifischen Determinanten. Erfahrungen im konkreten sozialen Umfeld (Schule, Wohnfeld, Freizeiteinrichtungen) und Kontakte zu Gleichaltrigen beeinflussen außerdem die Stilauswahl sowohl positiv als auch negativ.¹

Mit jugendkulturellem Stil ist im Folgenden die Ästhetisierung des eigenen Alltagslebens durch junge Leute zwischen 13 und 24 Jahren gemeint. Da es in der Hauptsache dabei um die Stilisierung des eigenen Selbst geht, kommen Äußerlichkeiten, wie modischen Zeichensetzungen, ein hoher Aussagewert zu. Aber ebenso auch den (aktiven und passiven) Verhaltensäußerungen, wie Musikkonsum, Grußformen, Tanzarten oder Drogenkonsum. Eine Minderheit betätigt sich zudem kreativ in der Eigenproduktion von Musik oder Kunst.²

Noch ein Wort vielleicht zu jugendkulturellen Gruppen. Viele Jugendliche ordnen sich selbst allgemein bekannten Stilgruppen wie den in Deutschland bekannten sogenannten Autonomen, den HipHop-Fans, den Techno-Fans oder den Heavy-Metall-, beziehungsweise Gothik-Fans zu. Das heißt nun aber nicht, dass beispielsweise alle in Deutschland lebenden HipHop-Fans miteinander eine enge Verbindung hätten. Es gibt zwar informelle Netzwerke, wie Internet-Sites oder Zeitschriften, die über das Szenegeschehen informieren, wichtig sind auch Konzerte, aber ansonsten gibt es keine spezifische Organisation im formellen Sinne. Jedem, der HipHop mag,

steht es frei, sich dazuzurechnen. Auf lokaler Ebene allerdings kennen sich viele, die in den gleichen Szenen³ verkehren. Der Ort nimmt überhaupt eine zentrale Stellung ein. Der Ort, wo man sich trifft. Der Ort, an dem man aktiv ist. Und natürlich die Definition des Ortes durch die Jugendlichen. Der Kontakt untereinander ist aber meistens informell und muss nicht unbedingt eine intensivere Gruppenzugehörigkeit im engeren Sinne beeinhalteln. Man kann auch ganz alleine HipHop-Fan sein. Es gibt allerdings Gruppen mit einem stärkeren Grad von wechselseitiger Bindung und eventuell formeller Organisiertheit, die alleine schon aufgrund der Art ihrer Aktivitäten auf einen besonderen Zusammenhalt innerhalb der Gruppe angewiesen sind. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn die Handlungen der Gruppe nicht auf soziale Akzeptanz treffen.

Jugendliche, die einer Szene angehören, können diese folglich auch beliebig oft wechseln. Es ist auch möglich, einen jugendkulturellen Stil ausschließlich in der Freizeit zu pflegen, oder aber sein gesamtes Leben mehr oder weniger stark danach auszurichten. Wer beispielsweise Punker ist, muss das nicht unbedingt während seiner gesamten Jugendzeit sein.⁴ Oft wird in der Literatur zwischen kreativ tätigen und „nur“ passiven Teilnehmern von Jugendkultur unterschieden. Ich habe aber meine Zweifel, ob eine solche Unterscheidung Sinn macht, da ja künstlerisch Schaffende auch auf ein Publikum angewiesen sind, das ihre Produkte würdigt und akzeptiert.

3. Einflussfaktoren, die zu einer stärkeren Ausdifferenzierung und Individualisierung jugendkulturellen Verhaltens geführt haben

Soziale und wirtschaftliche Veränderungen in den vergangenen Jahrzehnten haben in der bundesdeutschen Gesellschaft zu einer voranschreitenden Auflösung hergebrachter ständischer Klassen- und Schichtenmilieus mit ihren homogenen Formen der Lebensführung, sowie zu einer Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen und Lebensstilen geführt. Zwar haben sich zwischen den 1950er und den 1990er Jahren die globalen Ungleichheitsrelationen und -strukturen auf der Makroebene kaum verändert, jedoch davon unabhängig ereignete sich im gleichen Zeitraum ein enormer Anstieg der verfügbaren Haushaltseinkommen in allen sozialen Schichten und ein dramatischer Wandel der Industrie- und Berufsstruktur der Bundesrepublik Deutschland, ihre sogenannte Tertiarisierung.⁵ Zugleich entwickelte sich die Bundesrepublik Deutschland im Verlauf der 1960er Jahre in eine Gesellschaft des Massenkonsums.⁶

Eine große Rolle haben auch die Bildungsexpansion und bildungspolitischen Veränderungen gespielt. Die in den 1960/70er Jahren in Westdeutschland durchgeführte Bildungsreform bot erstmalig für große Teile der Bevölkerung Zugang zu höheren Bildungsabschlüssen und damit zu verbesserten beruflichen Aufstiegschancen.⁷ Dadurch bedingt, kam es in den siebziger Jahren zu einer hohen Aufwärtsmobilität. Diese stagnierte kurz während der achtziger Jahre und setzte sich in den neunziger Jahren fort.

Auch geschlechtliche Ungleichheiten im Zugang zu verbesserten Bildungschancen haben sich mit

der Zeit aufgelöst. Junge Frauen haben heute weitaus bessere berufliche Möglichkeiten, als noch vor dreißig Jahren. Ihr Anteil an den Studienanfängern hat sich im oben genannten Zeitraum dramatisch erhöht.

Die oben geschilderten Wandlungstendenzen wirkten sich in mehrfacher Weise auf die Lebensgestaltung der Jugendlichen aus. Erstens lösten sich die alten, durch die subkulturellen Strukturen der ständischen Klassenmilieus geprägten Lebenslauf- und Berufsorientierungen auf. Waren die Zukunftsplanungen der in den 1950er Jahren geborenen Jugendlichen noch stark an die in ihrer sozialen Umwelt vorherrschenden Berufserfahrungen und Firmenzugehörigkeiten der Elterngeneration angekoppelt, so ist dies bereits seit den 1970er Jahren immer weniger der Fall. Größere Wahlmöglichkeiten hinsichtlich des Schultyps, und dadurch auch der Berufsausbildung, ermöglichten den Jugendlichen eine Abkoppelung von der durch die Erfahrungen der Eltern geprägten beruflichen Orientierungen. Gleichzeitig verschwanden, bedingt durch den industriellen Strukturwandel, ehemals typische Berufe. Dafür entstanden neue Berufe mit völlig neuartigen Qualifikationsanforderungen. Zweitens ermöglichten gesteigerte Haushaltseinkommen und sinkende Konsumgüterpreise eine generelle Neuorientierung des eigenen, individuellen Lebensstils und zwar unabhängig von den überkommenen ständisch geprägten Normen der Lebensführung (wobei im Verlauf der 1960er Jahre die Ausbreitung des Fernsehens insbesondere für die unteren und mittleren sozialen Schichten nicht nur einen beträchtlichen Privatisierungsschub in der Lebensführung mit sich brachte, sondern auch eine völlig neue Form der Berührung mit anderen Lebensstilen). Damit findet auch für die Jugendlichen eine zunehmende Lösung aus oder Abkopplung von den Kontrollmechanismen der ständisch geprägten Klassenmilieus statt. Drittens entwickelte sich in den 1960er Jahren im Verlauf der Entfaltung sowohl einer eigenständigen Jugendkultur, als auch einer Gesellschaft des Massenkonsums, eine spezifische, an den Jugendlichen und ihren ästhetisch-expressiven Stilen orientierte Konsumgüterindustrie und eine entsprechende kommerzielle Infrastruktur. Kam es in den 1960er Jahren zunächst zu einer Angleichung der jugendkulturellen Stile von Jugendlichen aus verschiedenen sozialen Schichten und Klassen und mit unterschiedlichem Bildungshintergrund, so schuf die auf die Jugendlichen zielende Konsumgüterindustrie die Grundlage für eine Ausdifferenzierung dieser Stile in den 1970er und 1980er Jahren, wobei der soziale und Bildungshintergrund bei der Wahl eines Stiles eine immer geringere Rolle spielte. Hierbei spielte es fünftens auch eine wichtige Rolle, dass für immer weniger Jugendliche Berufstätigkeit und für immer mehr Jugendliche ein längeres Verbleiben in der Schule kennzeichnend ist,⁸ wodurch sich auch die für typische jugendkulturelle Aktivitäten verfügbare Zeit beträchtlich ausgeweitet hat. Es haben sich andererseits aber auch neue Ungleichheitsverhältnisse herausgebildet, die nur zum Teil mit schulischen Leistungsunterschieden erklärt werden können. Bestimmte Einwanderergruppen und ihre in Deutschland geborenen Kinder wären hier beispielsweise zu nennen. Aber auch Jugendliche mit unterdurchschnittlichen schulischen Leistungen, die die Schule ohne zumindest ein Abschlusssertifikat der Hauptschule verlassen haben, haben auf einem stark konkurrenzbestimmten Arbeitsmarkt nur schlechte Chancen einen guten Arbeitsplatz im Sinne

von Aufstiegsmöglichkeiten und entsprechender Bezahlung zu finden. Gemeint sind auch Jugendliche, die aus strukturschwachen Regionen kommen, in denen es schwieriger ist, eine Lehrstelle in einem bestimmten Beruf zu finden, oder in der die Aussicht auf anschließende Beschäftigung in Wohnortsnähe wenig erfolgversprechend ist. In Ostdeutschland etwa sind die Ausbildungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten für junge Leute auch weiterhin noch eingeschränkt. Dies gilt ebenso auch für manche Gebiete in Westdeutschland.

Die mit der Individualisierung und Pluralisierung der Lebensstile verbundenen neuen Wahlmöglichkeiten haben nicht nur neue Chancen eröffnet, sie haben zugleich auch zu neuen Risiken geführt. Die Zunahme der Wahlmöglichkeiten impliziert zugleich auch einen zunehmenden Zwang zur Wahl, wobei jedoch die Optionen und Zugangschancen vielfach durch sozialstrukturelle Bedingungen eingeschränkt sind (Heitmeyer/Olk 1990: 23-32).

Aus der Sicht der Jugendlichen heraus wird das allgemeine Beschäftigungsrisiko – also die Gefahr, keinen guten Arbeitsplatz zu bekommen oder arbeitslos zu sein – als individuelles Risiko wahrgenommen. Schlechte Schulleistungen und ein niedriger Bildungsabschluss werden als persönliches Versagen empfunden und werden nicht mehr kollektiven Erfahrungen oder strukturellen Gegebenheiten zugeordnet.

Man kann aber in der Schlussfolgerung nicht behaupten, dass benachteiligte Jugendliche generell dazu neigen, sich zum Beispiel rechtsradikalen Jugendgruppen wie den Skinheads anzuschließen. Oder, dass Emigrantenkinder sich der HipHop-Musik und dem mit dieser Musik assoziierten Lebensstil zugeneigt fühlten. Die Wahl eines bestimmten Lebensstils muss keiner spezifischen sozialen Lage entsprechen. Schließlich sind längst nicht alle Skinheads arbeitslos oder kommen aus sozial vernachlässigten Elternhäusern. Viele haben einen festen Beruf und kommen aus relativ stabilen Familienverhältnissen. Die durch den Stil symbolisierten Ausdrucksformen aber spiegeln eine Affinität des jugendlichen Trägers zur rebellischen Arbeiterjugend wider. Was ihn jedoch spezifisch an diesem Lebensstil fasziniert, bleibt letztlich seiner persönlichen Deutung und Interpretation überlassen. Seine Stilwahl ermöglicht es ihm, seine Umwelt und sein eigenes Dasein darin in einen Sinnzusammenhang zu bringen. Dies ist als eine aktive Handlung zu verstehen, da es die Deutung der eigenen Lebenswelt durch das handelnde Individuum einschließt.

4. Die Vielfalt der jugendkulturellen Stile und ihre Funktion

Die heute in Deutschland existierende Jugendkultur bietet eine Vielfalt von Identifikationsmöglichkeiten für Jugendliche. Die groben Richtungen, die sich in den 1960/70er Jahren herausgebildet haben, bestehen mit Abweichungen immer noch, jedoch haben sie sich sehr stark ausdifferenziert und sind um eine Vielzahl neuer Gruppierungen und Stilmuster ergänzt worden. Auch zum Beispiel innerhalb der Gruppe der Skinheads, die zu den gewaltbereiten

Jugendgruppen gezählt werden, gibt es unterschiedliche Varianten. Dabei sind auch solche, die im Gegensatz zu den anderen keine Ausländer hassen. Die Ergänzung und Variation von Stilelementen der einzelnen Gruppen ist quasi unbegrenzt. — Ein Markenzeichen der Skinheads sind, wie der Name schon sagt, glattrasierte Schädel, eng anliegende, über dem Knöchel endende Hosen, T-Shirts mit Hassparolen, militärische Jacken und Schnürstiefel, was ihnen ein gefährliches Aussehen verleiht. Dies kann durch das Mitführen von Kampfhunden noch unterstrichen werden. Auch der demonstrative Bierkonsum auf öffentlichen Plätzen ist ein gewolltes Stilelement. Nicht auf das Einhalten militärischer Zucht und Ordnung kommt es ihnen an, sondern auf die demonstrative Zurschaustellung ihrer Verachtung der öffentlichen Moral, die ja nicht die ihre ist. Sie betonen durch ihr Aussehen körperliche Stärke und männliche Kraft, ihre Musik ist aggressiv, und dient dazu, die eigene Wut zu potenzieren und auf einen Gegner zu lenken. Schwäche lehnen sie ab. Nur hartes Durchgreifen führt in ihren Augen zum Erfolg. Sie nehmen gesellschaftliche Problempunkte in ihrer unmittelbaren Umgebung wahr, interpretieren sie auf ihre Weise und handeln entsprechend. Ihre Einstellungen, die sich von denen anderer unterscheiden, unterstreichen sie mit äußerlichen Stilelementen.

In den Jahren nach der deutschen Wiedervereinigung waren Skinhead-Gruppen in der Medienberichterstattung stark präsent. Wiederholt kam es an mehreren Orten zu gemeinschaftlichen Überfällen auf Ausländer, Obdachlose oder gegnerischen Jugendgruppen angehörenden Jugendlichen⁹, über die in der Presse berichtet wurde. Dies ließ den Eindruck entstehen, die Zahl rechter gewaltbereiter Jugendgruppen sei im Wachsen begriffen. Schenkt man aber den regelmäßig durchgeführten Jugendsurveys Glauben, so werden derartige gewaltbereite Gruppen¹⁰ von der überwältigenden Mehrheit der jungen Leute in Deutschland abgelehnt.¹¹ Angesichts der Hinweise, dass in den neuen Bundesländern in Ostdeutschland ein offeneres und häufigeres Auftreten solcher Gruppen zu beobachten ist, könnte man dort zum einen eine größere Toleranz der dortigen Bevölkerung diesen Gruppen gegenüber und zum anderen eine größere unterschwellige Fremdenfeindlichkeit vermuten.¹²

Jugendliches Leben findet zwar überwiegend in Gruppen und Cliques statt, die jeweils eigene expressive Stile pflegen und Zugehörigkeitssymbole besitzen. Doch die überwiegende Zahl dieser Gruppierungen ist weitgehend gesetzeskonform und friedlich. Auch weisen sie keineswegs immer rigide Gruppenzwänge auf. Die Zugehörigkeit zu Gruppen ist meist informell, oft oberflächlich und nicht selten ausgesprochen fluide und zeitlich begrenzt.

Um es an einem Beispiel aufzuzeigen: Ein Jugendlicher, Markus, ist von seinem 14. bis 16. Lebensjahr ein begeisterter Diskobesucher. In der Disko trifft er stets auf ihm mehr oder weniger bekannte andere junge Leute. Er gehört einer festen Clique¹³ von sieben Personen an, die sich auch an anderen Orten (Lokale, Sportplatz, private Wohnung, öffentlicher Park, usw.) treffen und die eine bestimmte Musikrichtung sowie einen spezifischen Kleidungsstil bevorzugen. Extreme Abweichungen in der Art sich zu kleiden oder zu frisieren werden von der Clique kritisiert, wenn

sie vom allgemeinen Gruppengeschmack zu stark abweichen. Mit siebzehn findet er dieses Leben nicht mehr attraktiv genug. Durch Zufall lernt er über einen Klassenkameraden die HipHop-Musik kennen und findet, dass diese Musik seinen Einstellungen und seinem Körpergefühl weitaus besser entspricht. Er beginnt auch regelmäßig Fan-Magazine zu lesen. Dort liest er, wie sich HipHop-Fans stylen und das findet er „cool“. Zu Hause hat er mittlerweile eine beachtliche Sammlung an CDs. Mit seiner früheren Clique hat er indes nur noch selten zu tun. In die Disko geht er nun nicht mehr. Aber er fährt jetzt mit einem neuen Freund Skateboard. Und er hat sich einen Kinnbart und eine Ballonmütze zugelegt. Er hasst jetzt auch die Skinheads und ist seiner Umwelt gegenüber kritischer geworden. Mit vorurteilsvollen Jugendlichen will er nichts zu tun haben. Deren Weltsicht ist eine andere als die seine. Außerdem hat er Angst vor ihnen. Mit vorherigen Freunden kann er auch nur noch wenig anfangen. Alles drehte sich nur um das eigene Aussehen. Man musste genauso sein, sonst wurde man nicht akzeptiert. Später dann, lernt er junge Leute kennen, die sich als Graffiti-Sprayer betätigen. Er macht ein paar Mal mit und sie diskutieren nächtelang über die Subversivität von Graffiti. Darüber, was es bedeutet, Graffiti anzubringen. Was ihm auch dabei gefällt, ist die Spannung, in einer nächtlichen Aktion mit Freunden etwas Verbotenes und Herausforderndes zu tun. Aber auch, dass er mit seinen aufgesprayten Symbolen etwas über seine Art zu denken und zu fühlen aussagen kann. Er gewinnt dadurch an Selbstbewußtsein. Sich selbst und der Gruppe gegenüber. Doch dann verliert er plötzlich wieder das Interesse. Mit 22 Jahren lernt er eine Freundin kennen, die sich bei der Jugendorganisation einer ökologisch ausgerichteten Partei betätigt. Sie trägt die Haare leuchtend rot und streichholzkurz. Das gefällt ihm, weil es ihm signalisiert, dass die junge Frau nicht konventionell denkt. Er verliebt sich in sie. Ihr Engagement für Frieden in der Welt steht im Einklang zu seinen eigenen Vorstellungen. Mit ihr kann er sowohl über die lokale und allgemeine Politikstruktur als auch über seine persönlichen Sorgen reden. Als junger Erwachsener bewegt er sich nun mit seiner Freundin in einem gemeinsamen Freundeskreis, der weniger restriktiv ist, als die Clique seiner frühen Jugendzeit. Er sucht sich seine Freunde heute bewusster aus und orientiert sich dabei stärker an seinen eigenen Interessen. Er weiss mittlerweile, welche Dinge ihm persönlich wichtig sind. Dies unterstreicht er durch die Art, wie er sich kleidet, wie er seine Wohnung gestaltet, welches Auto er fährt, usw. Er hat seinen persönlichen Lebensstil gefunden, empfindet sich aber als flexibel und nicht festgelegt. In dieser Hinsicht glaubt er sich von seinen Eltern zu unterscheiden, die eine dezidierte Einstellung haben, wie man leben sollte.

Dieses Beispiel macht noch einmal die Fluidität in der Wahl von Lebensstilen junger Menschen deutlich, deren zeitliche Begrenztheit und deren spielerischen Charakter, der dem Subjekt dennoch Halt zu vermitteln vermag.

Die Anforderungen, die durch ihre Umwelt an junge Menschen gestellt werden, sind je nach Alter, Geschlecht, sozialer Situation und Zeitumstände unterschiedlich. In der frühen Pubertätsphase kann das Bedürfnis nach Anerkennung in der gleichgeschlechtlichen Gruppe prävalent sein. Die Anpassungsbereitschaft an Erwartungen der Peergroup mag während dieser Alterphase stärker als

in späteren Jahren ausgeprägt sein und gleichzeitig auch der Versuch, seine eigene Identität über die der altersgleichen Gruppe zu definieren. Die Zusammenstellung der engeren Gruppe oder Clique, wie im obigen Beispiel zu sehen, ist noch stark auf die Eigenartigkeit der unmittelbaren Umgebung, also auf die Schule oder die Nachbarschaft ausgerichtet. Neuerdings spielen auch über das Internet vermittelte Kontakte zunehmend eine Rolle bei der Bildung von Cliquen. Mit solchen Gruppen kann sich der Jugendliche entweder identifizieren oder er versucht sich von ihnen abzusetzen.¹⁴ Er entwickelt in dieser Auseinandersetzung bereits ein Selbstbild, das sich im weiteren Verlauf verfeinert und ausdifferenziert. Die weitere Suche nach Orientierungsmustern kann gezielt vonstatten gehen, oder aber durch zufällige Begegnungen und Erfahrungen beeinflusst werden. In jedem Fall ist das Motiv des jugendlichen Handelns gegenwartsorientiert.

Das jugendliche Selbst orientiert sich in seinem Verhalten an dem anderer Jugendlicher. Diese anderen Jugendlichen haben wiederum einen Einfluss darauf, wie es sich selbst wahrnimmt. Der soziale Kontakt mit Erwachsenen beschränkt sich im Wesentlichen auf die unmittelbaren Erziehungspersonen und auf die Lehr- und Ausbildungskräfte in den Institutionen schulischer und beruflicher Bildung.

Strukturelle Gemeinsamkeiten aller Jugendlicher sind die relativ lange Zeit, die sie mit dem Erwerb von schulischen und beruflichen Qualifikationen verbringen. Die Tendenz zum Erwerb höherer Schulabschlüsse ist von der gleichzeitigen Ungewissheit begleitet, ob sich die relativ hohen Investitionen in Bildung und Ausbildung auch in beruflichem und gesellschaftlichem Erfolg niederschlagen werden. Da durchaus Risiken im Übergang vom Bildungssystem ins Beschäftigungssystem vorhanden sind, wird es für Jugendliche immer schwieriger, die eigene Berufsbiografie zu planen. Solche Faktoren erschweren es jungen Leuten, eine typische normgerechte Biographie zu durchleben, wie sie von früheren Jugendgenerationen in der Abfolge von Schule, Ausbildung, Berufskarriere und Heirat noch antizipierbar war. Vorstrukturierte Lebensläufe dieser Art gehören zunehmend der Vergangenheit an. Das heißt aber auch, dass zu bewältigende Lebensabschnitte im Jugendalter immer weiter nach hinten verschoben werden, zum Teil bis ins Erwachsenenalter hinein. Eine Identifikation mit dem Beruf oder dem Arbeitsleben wird auf diese Weise ebenso erschwert. Der Beruf hat als alleiniges strukturierendes Element für die eigene Biografie an Bedeutung eingebüßt. Auch die Gründung einer eigenen Familie - früher ein eindeutiges Indiz für den Erwerb des Erwachsenenstatus - hat ihre lebensgestaltende Funktion verloren. Partnerschaften in unterschiedlichen Formen sind nicht mehr an einen speziellen Reifenachweis gebunden.

Biografien haben sich also stark diversifiziert, und die Sinninterpretationen entsprechend individualisiert. Das Bestreben Jugendlicher ihrem Erleben und ihrer Umgebung eine Sinnhaftigkeit zu verleihen und sich selbst im kollektiven Rahmen als Individuum zu verorten, macht eigene Aktivitäten erforderlich.

Indem nämlich Identitäten nicht mehr per se von der Gesellschaft und die sie repräsentierenden

Gruppen vorgegeben werden und die künftige Erwachsenenrolle nicht mehr mit spezifischen Rollenerwartungen angefüllt ist, konstruieren sich Jugendliche ihre eigenen Lebenswelten und Sinnzusammenhänge. Gerade der Mangel an Vorgaben und die durch die Moratoriumssituation geschaffene Zweckfreiheit jugendlichen Daseins¹⁵ begünstigen jegliche Form kreativer Lebensgestaltung. Jugendkultur mit ihren verschiedenartigen Stilausrichtungen ermöglicht es den Jugendlichen, sich in einer immer komplexer werdenden Welt zu orientieren und diese Welt überschaubar zu halten. Sie bietet zum einen Interpretationsmuster von Wirklichkeit an und ermöglicht es dem Individuum zum anderen eine Identität herauszubilden, die sich zu dieser Wirklichkeit verhält, ihr darin eine Funktion zuweist. Insofern handelt es sich um eine Neukonstruktion von Wirklichkeit durch das handelnde Selbst. Die umgebende Lebenswelt wird aus Teilelementen, die dem selbstgeschaffenen Zweck als sinnvoll erscheinen, neu zusammengesetzt. Eine bedrohliche oder beunruhigende Situation kann dadurch besser bewältigt werden, indem andere Faktoren in den Vordergrund gestellt werden. Wenn die Zukunft beispielsweise unberechenbar geworden ist, hilft es, sich als flexibel und unabhängig zu stilisieren und dies eher als Stärke denn als Mangel zu verstehen. Diese Einstellung oder Lebenshaltung kann durch ästhetische Ausdrucksmittel unterstützt werden und gewinnt so, dem eigenen Selbst und Anderen gegenüber an Aussage- und Überzeugungskraft.

5. Zusammenfassung: Zur Bedeutung jugendkultureller Stile

Die Begriffe „Jugendkultur“ und „jugendkulturelle Stile“ entstammen in Deutschland der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den sich seit den 1950er Jahren immer rascher wandelnden Formen jugendlichen Lebens, die zugleich auch in erheblichem Maße eine Autonomie der Jugendlichen gegenüber der Erwachsenenwelt mit sich gebracht haben.

Die Entstehung der oben beschriebenen Formen der Jugendkultur ist nach meinem Verständnis an spezifische gesellschaftliche Grundbedingungen gebunden und ganz konkret mit den modernen Formen sozialen Wandels verknüpft, die bei Beck (1994) als Individualisierung beschrieben sind. Wie oben gezeigt wurde, haben sich im Zuge dieses sozialen Wandels für die Jugendlichen nicht nur die hergebrachten, aus den Erfahrungen ständischer Subkulturen abgeleiteten Sicherheiten der Lebensgestaltung und des Lebenslaufes aufgelöst, es hat sich auch eine Pluralisierung und ein periodischer Wechsel jugendkultureller Stile ergeben.

Alte Muster verschwinden aber nicht einfach und werden durch neue ersetzt, sondern sie verbleiben im Repertoire jugendkultureller Ausdrucksformen, die jederzeit reaktiviert und mit anderen Stilelementen zu neuen Formen kombiniert werden können. Man könnte es als ein Bestreben von Jugendlichen bezeichnen, sich auf mehr oder weniger kreative oder spielerische Weise neue Gewissheiten zu verschaffen, und diese an die Stelle der verlorengegangenen alten zu setzen. Der dazu notwendige kreative Raum, den die Jugendlichen zur Entfaltung ihrer Stile brauchen, ist – freiwillig oder unfreiwillig – durch die strukturellen Bedingungen des

Erziehungs- und Bildungssystems gegeben.

Die Herauslösung von wachsenden Teilen der Jugendlichen aus den durch die Erwachsenengeneration vorgegebenen Sinnstrukturen führt dann zu dem Versuch, mittels neuer Bedingungen die unmittelbar vorgefundene Wirklichkeit zu strukturieren und in eine den eigenen Bedürfnissen angepasste Wahrnehmungswelt zu transferieren.

In der Selbstwahrnehmung überwiegt die Sichtweise, für das eigene Schicksal selbst verantwortlich zu sein, und was die eigene Zukunft betrifft, flexibel sein zu müssen. Individuelle Vielfalt ist geradezu zu einem Markenzeichen unserer Zeit geworden. Dies bleibt uneingestanden davon, dass sich, objektiv gesehen, alle diese „individuellen Persönlichkeiten“ andererseits auch wieder sehr ähnlich sind. Jedenfalls ist das Bedürfnis, sich von anderen abzuheben und zu unterscheiden unter heutigen Jugendlichen in Deutschland sehr ausgeprägt. Die jugendkulturelle Stilisierung in möglichst vielen unterschiedlichen Facetten scheint immerhin Wahlmöglichkeiten zu gewähren, auch wenn diese in der Wirklichkeit auf kommerziellen, standardisierten Versatzstücken der auf die Jugendlichen zielenden Kulturkonsumgüterindustrie beruhen. Jugendliche finden keinen Halt mehr indem sie sich an den Lebenslaufbahnen der Vorgängergeneration orientieren. Denn diese haben für die Generation der Eltern selbst bereits oftmals ihre Gültigkeit verloren. Daher haben die Gruppen der Gleichaltrigengeneration einen so hohen Stellenwert. Sie repräsentieren neue Werte und neue Ausrichtungen. Damit soll nun nicht gesagt werden, dass Eltern ihre erzieherische Wirkung und Einfluss auf ihre adoleszenten Kinder vollständig eingebüßt hätten. Nur hängen diese vom jeweiligen Kompetenzbereich ab. Es gibt durchaus Kompetenzbereiche, in denen die Eltern eine größere Rolle als Gleichaltrige spielen. Der Einfluß der Gleichaltrigen bezieht sich besonders auf die Bereiche, die mit jugendkulturellen Lebensstilen zu tun haben. Die Beziehung zwischen Jugendlichen und Gruppenkontakten zu Gleichaltrigen (Cliques, Gangs, usw.) aber wird besonders gestärkt, wenn es zu Spannungen zwischen den Jugendlichen und ihrem Elternhaus kommt. Diese können kurzfristiger oder längerfristiger Natur sein. Dabei gilt weiter, dass der Einfluss von Gleichaltrigen-Gruppen nicht für alle Jugendlichen in gleicher Weise und Intensität gegeben ist. So unterscheidet zum Beispiel Zinnecker (nach Hurrelmann 1994: 154-155) zwischen *familienzentrierten* und *jugendzentrierten* Jugendlichen. Gruppenkontakte zu Gleichaltrigen *können*, sie *müssen* aber nicht in delinquentes Verhalten münden. Ihre wesentliche Funktion besteht in der Bereitstellung von Angeboten der Identitätsfindung, in denen sie durchaus mit dem Elternhaus und anderen Institutionen konkurrieren, beziehungsweise ergänzend wirksam werden.

Anmerkungen

¹ In der Wahl der Schulform und anderen die Erziehung und Ausbildung beeinflussenden Faktoren können sich jedoch wiederum milieuspezifische Einflüsse auswirken.

² Die Produktion von Graffiti wird in der Literatur teils als Sachbeschädigung, teils als Kunst interpretiert. Siehe: Marina Schmiedel u.a. (1998: 26ff)

- ³ Der Begriff Szene meint einen Bereich mit bestimmten (oft künstlerischen) Aktivitäten und einem bestimmten Lebensstil. Die „Autonomenszene“ Berlins etwa umfasst ein Netz von Kneipen, Veranstaltungen, Aktivitäten und Personen, die sich ihr zurechnen.
- ⁴ Da die Wahl von Bindung an und Identifikation mit einem expressiven Stil eng verbunden sind mit den persönlichen Werten des Individuums, verfestigen sie sich auch erst mit der Verfestigung des persönlichen Wertesystems im Verlauf der Adoleszenz. Entscheidend ist dabei die Dauer und Intensität der Sozialisation in einen bestimmten jugendkulturellen Stil. Während für jüngere Jugendliche eher häufigerer Wechsel und Fluidität der Stile kennzeichnend sind, findet man verfestigte Bindungen an einen Stil eher bei älteren Jugendlichen und Postadoleszenten (was jedoch nicht heisst, dass alle älteren Jugendlichen solche verfestigten Bindungen an einen Stil aufweisen).
- ⁵ Waren 1950 noch 49% der Erwerbstätigen in der Bundesrepublik Arbeiter, so hatte sich deren Anteil 1998 auf 33% verringert, während im gleichen Zeitraum der Anteil der Angestellten von 16,5% auf 48% angestiegen ist (Statistisches Bundesamt u.a. 2000: 93).
- ⁶ Der allgemeine Anstieg der Haushaltseinkommen fiel zusammen mit der Entfaltung der Massenproduktion von Konsumgütern und des damit einhergehenden Sinkens der Preise von Konsumgütern, insbesondere der sogenannten dauerhaften Konsumgüter. Auffälligster Beleg für den damit verbundenen Wandel der Lebensstile ist der Fall des sogenannten Engel-Koeffizienten, d.h. des Anteils der Ausgaben für Nahrung Bekleidung und Wohnung am verfügbaren Haushaltseinkommen. Für Arbeiter- und Angestelltenhaushalte mit mittlerem Einkommen sank dieser Anteil zwischen 1950 und 1991 von 75,4% auf 44,4% (Georg 1998: 20). Die stärksten Veränderungen ergaben sich dabei in den 1960er und 1970er Jahren. Georg (1998: 16-51) liefert auch eine ausführliche empirisch fundierte Diskussion der verschiedenen Aspekte des Zusammenhangs von Sozialstruktur und Individualisierung und Pluralisierung von Lebenslagen und Lebensstilen.
- ⁷ Vor allem die zeitweilige Einführung von Stipendien für den Besuch der gymnasialen Oberstufe nach dem Bundesausbildungsförderungsgesetz (BAFöG) hat in den siebziger Jahren den höheren Schulbesuch von Arbeiterkindern gefördert. Auffälligster Indikator der Bildungsexpansion ist der Rückgang des Anteils der Hauptschüler unter den 13-jährigen Jugendlichen von 70% im Jahre 1960 auf 21% im Jahre 1998 bei gleichzeitigem Anstieg des Anteils der Gymnasiasten von 15% auf 30% und des Anteils der Realschüler von 11% auf 24%; schließt man integrierte Gesamtschulen und Schularten mit mehreren Ausbildungsgängen ein, dann stieg der Anteil der 13jährigen Jugendlichen, die einen weiterführenden Bildungsgang besuchten im gleichen Zeitraum von 26% auf 71% an (Statistisches Bundesamt u.a. 2000: 59).
- ⁸ 1953 waren noch 69% der 15-17jährigen Jugendlichen berufstätig, 1984 hatte das nur noch für 19% dieser Altersgruppe und zwischen 1952 und 1975 stieg der Anteil der 17-18 jährigen, die eine Vollzeitschule besuchen, von 12% auf 32% (Georg 1998: 21)
- ⁹ Punks, Autonome
- ¹⁰ Zu denen neben den Skinheads auch die anarchistischen, sogenannten Autonomen, die sich oft mit rechtsgerichteten Gruppierungen regelrechte Straßenkämpfe liefern, Hooligans (gewaltbereite Fußballfans), Straßengangs von Emmigrantenkindern sowie einige Kulte gehören.
- ¹¹ In den Jugendstudien aus den 1990er Jahren lehnen durchgängig rund 80% der Jugendlichen Skinheads und andere gewaltbereite Gruppen ab und nur 2-5% der Jugendlichen identifizieren sich mit ihnen (Möhwald 2000: 91; Silbereisen/Vascovic/Zinnecker 1996: 64 und 88).
- ¹² Im Allbus-Survey 1996 zeigt sich in den neuen Bundesländern ein deutlich höheres allgemeines Niveau der Ausländerfeindlichkeit, Möhwald 2000: 104-105.
- ¹³ Der Begriff „Clique“ bezeichnet eine lose, unstrukturierte Gruppe von, zumeist, Jugendlichen oder Postadoleszenten. Die Cliquenmitglieder kennen sich, verbringen ihre Freizeit miteinander, müssen aber

nicht unbedingt eng befreundet sein. Paarbeziehungen sind innerhalb von Cliques eher selten.

- ¹⁴ Diese beiden Funktionen der Identitätsstiftung und der Distinktion werden generell für Lebensstile genannt, sie gelten auch für jugendkulturelle Ausdrucksstile (Georg 1998: 93).
- ¹⁵ Da der Begriff des „Jugendmoratorium“ in seiner ursprünglichen Form als „Bildungsmoratorium“ definiert war und sich aus dem längeren Verbleiben in Bildungsinstitutionen und dem damit verbundenen späteren Eintritt in die Erwachsenenwelt herleitet, ist dieses Moratorium selbstverständlich nicht ganz zweckfrei, sondern mit dem Erwerb von Lernkompetenzen, Wissen und beruflichen Qualifikationen verbunden.

Literatur

- Beck, Ulrich (1994): Jenseits von Stand und Klasse. In: Beck, Ulrich und Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.): *Risikante Freiheiten*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Clarke, John u.a. (1979): *Jugendkultur als Widerstand. Darstellung und Deutung*. 2.Aufl. Weinheim/München: Juventa
- Georg, Werner (1998): *Soziale Lage und Lebensstil: Eine Typologie*. Opladen: Leske und Budrich.
- Heitmeyer, Wilhelm; Olk, Thomas (1990): Das Individualisierungs-Theorem - Bedeutung für die Vergesellschaftung von Jugendlichen. In: Heitmeyer, Wilhelm; Olk, Thomas (Hg.): *Individualisierung von Jugend: Gesellschaftliche Prozesse, subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen*. Weinheim; München: Juventa.
- Hurrelmann, Klaus (1994): *Lebensphase Jugend: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*. Weinheim und München: Juventa.
- Möhwald, Ulrich (2000): Doitsujin to zaidoitsu imin to no kankei ni tsuite. In: *Kokusai kenkyū*. Nr. 16, S. 87-135.
- Schmiedel, Marina u.a. (1998): *Graffiti*. In: Schlobinski, Peter / Heins, Niels-Christian (Hg.): *Jugendliche und ihre Sprache. Sprachregister, Jugendkulturen und Wertesysteme. Empirische Studien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S.25-61.
- Silbereisen, Rainer K.; Vascovic, Laszlo; Zinnecker, Jürgen (1996): *Jungsein in Deutschland: Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996*. Opladen: Leske und Budrich.
- Statistisches Bundesamt, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Zentrum für Methoden, Analysen, Umfragen (Hg.): *Datenreport 1999*. München: Olzog Verlag.
- Tenbruck, Friedrich H. (1962): *Jugend und Gesellschaft: Soziologische Perspektiven*. Freiburg: Rombach.
- Vollbrecht, Ralf (1995): *Die Bedeutung von Stil. Jugendkulturen und Jugendszenen im Licht der neueren Lebensstildiskussion*. In: Ferchhoff, Wilfried / Sander, Uwe / Vollbrecht, Ralf (Hg.): *Jugendkulturen - Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendliche Lebenswelten*. Weinheim, München: Juventa. S.23-37.